

Anelis Kaiser, Dr., geboren 1973 in Chile, ist MHV-Fellow am Institut für Psychologie, Abteilung für Sozialpsychologie und Soziale Neurowissenschaften, wo sie empirisch an der Frage der Klassifikation und Registrierung von Geschlecht in der fMRT-Forschung arbeitet und funktionelle Hirnaktivität in verschiedenen geschlechtlich konnotierten neurolinguistischen Aufgaben exploriert. Nach Psychologiestudium und Promotion an der Universität Basel forschte sie u. a. am BIOS (LSE, London), am Center of Functionally Integrative Neuroscience (Aarhus) und am Excellence Centre GenNa (Gender/Nature) (Uppsala). Von 2010 bis 2012 war sie Gast- und Vertretungsprofessorin an der TU Berlin und am Institut für Kognitionswissenschaften der Universität Freiburg i. Br.

Die hier geäußerte Meinung muss nicht der Auffassung von Redaktion oder Universitätsleitung entsprechen.



© Bild: Anelis Kaiser

Frauenhirn? Männerhirn?

Von Anelis Kaiser

In einer grossangelegten aktuellen neurowissenschaftlichen Studie lesen wir, dass Frauenhirne für die Kommunikation zwischen den Hirnhälften und Männerhirne für die Kommunikation innerhalb der Hirnhälften optimiert seien, was «ausgeprägte Geschlechterunterschiede» im Verhalten untermauert. Auch in der Öffentlichkeit herrscht Konsens darüber, dass Frauen empathischer sind und besser Sprachen lernen, während sich Männer für Technisches begeistern und kompetitives Verhalten lieben – und dass diese Verschiedenheit im Gehirn begründet liegt. Doch gibt es wirklich ein «weibliches» und ein «männliches» Gehirn?

Nein, denn solche Aussagen greifen zu kurz in Bezug darauf, was Geschlecht ist beziehungsweise wie Geschlecht gelebt wird. In den Neurowissenschaften wird Geschlecht verkürzt behandelt: als eindeutige Kategorie, die durch einen männlichen respektive weiblichen genetischen Bauplan fixiert und aufgrund von fundamental verschiedenen Schaltkreisen im Gehirn konsistent sei. Damit werden Frauen und Männer an entgegengesetzte (und gegensätzliche) Enden eines Geschlechterkontinuums gesetzt. Dies wirkt sich direkt auf die Forschung am Menschen aus: Die Daten der Teilnehmenden werden, ausgehend von ihrer genetisch-genital-gonadalen (gonadal: Eierstöcke resp. Hoden betreffend) Ausstattung, welche selten auch tatsächlich geprüft wird, standardgemäss als F oder M erfasst und sind ab diesem Moment im weiteren wissenschaftlichen Prozess bestimmend und allgegenwärtig. Frauen und Männer werden routinemässig verglichen, meist wird nur über positive Ergebnisse berichtet und die Betonung der Geschlechterdifferenzen wird in Datenbanken institutionalisiert, indem nur die Suche nach Unterschieden möglich ist,

nicht aber nach Ähnlichkeiten oder Nicht-Unterschieden.

Dieser einseitig auf die Differenzen gerichtete Blick kann und sollte erweitert werden, um der individuellen Unterschiedlichkeit der Menschen gerecht zu werden. Interdisziplinäre Forschung im Überlappungsbereich Neurowissenschaft und Gender Studies schlägt deshalb die Berücksichtigung der folgenden Prinzipien im neurowissenschaftlich-empirischen Setting vor.

Überlappung: Unabhängig davon, ob Forschende zeigen, dass Frauen und Männer in diesen oder jenen Eigenschaften «verschieden» oder «ähnlich» sind: Entscheidend ist, dass sich die Verteilungen von sozialkognitiven und persönlichkeitsrelevanten Eigenschaften zu einem Grossteil überlappen. Dies sollte bereits beim Forschungsdesign berücksichtigt werden, etwa wenn automatisch Frauen und Männer in verschiedene Gruppen eingeordnet werden. Es geht hier nicht darum zu argumentieren, es könnten keine Differenzen in der Struktur oder Funktion des Gehirns gezeigt werden und es gebe diese nicht. Vielmehr gilt es die Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass die Ausstattung des Gehirns geschlechtlich nicht so grundsätzlich verschieden ist, dass man ohne weitere Überlegungen diese beiden Gruppen bilden sollte. Denn während 99 Prozent aller Menschen dauerhaft klar weibliche oder männliche genetisch-genital-gonadale Merkmale aufweisen, folgt Geschlecht in Verhalten und Gehirn weder einer Logik der Zweiteilung noch ist es in sich stabil.

Multidimensionale Erfassung: Die klar überlappende Geschlechterbeschaffenheit verlangt nach einer mehrdimensionalen, eigenschaftsbasierten Registrierungsmethode, die über eine reine genetisch-genitale-gonadale hinausgeht und mehr Information liefert als es das blosses Ankreu-

zen des F- oder M-Kästchens ermöglicht. Spezifische Information zu geschlechtlichen Erfahrungen, geschlechterbezogener Sozialisation, geschlechtlichem (Alltags-) Verhalten, geschlechtlicher Kognition könnten auf diese Weise gesammelt und je nach Forschungsfrage tatsächlich mit Struktur und Funktion des Gehirns in Verbindung gebracht werden.

Verschränktheit von sex / gender: Die Forschung am Menschen hat zu berücksichtigen, dass sogenannte biologische und soziale Anteile von Geschlecht irreduzibelweise miteinander verwoben sind. Das heisst, dass aufgrund einer bei Geburt vollzogenen Geschlechterteilung Personen bestimmte Erfahrungen – und andere nicht – machen, die dazu führen, dass sie spezifische Muster und Entscheidungsverhalten aufbauen. Das macht es schwer, hier zwischen «sex» (engl. für biologisches Geschlecht) und «gender» (engl. für soziales Geschlecht) als Ursprung eines Verhaltens zu trennen. Es ist nicht möglich, gänzlich das vergeschlechtigte Umfeld zu «kontrollieren» und nur «sex» zu untersuchen. Das gilt es bei der Interpretation der Daten ernst zu nehmen.

Neurowissenschaftlerinnen und Neurowissenschaftler sind Laien in konzeptueller, theoretischer und interdisziplinärer Geschlechterforschung. Auf der anderen Seite sind geistes- und sozialwissenschaftliche Geschlechterforschende, die das Thema Körper und Leib untersuchen, Laien bezüglich biologisch ablaufender Prozesse etwa im Gehirn. Beim Thema Geschlecht und Gehirn ist eine Kommunikation zwischen diesen zwei Fachbereichen nicht nur möglich – sie ist nötig.

Kontakt: Dr. Anelis Kaiser,
Institut für Psychologie,
anelis.kaiser@psy.unibe.ch